

Friedemann Buddensiek
Die Einheit des Individuums



Quellen und Studien zur Philosophie

Herausgegeben von
Jens Halfwassen, Jürgen Mittelstraß,
Dominik Perler

Band 70

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Die Einheit des Individuums

Eine Studie zur Ontologie der Einzeldinge

von

Friedemann Buddensiek

Walter de Gruyter · Berlin · New York

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN-13: 978-3-11-018852-3

ISBN-10: 3-11-018852-X

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Copyright 2006 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin
Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Einbandgestaltung: Christopher Schneider, Berlin

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Hubert & Co., Göttingen

*Für Christian Dornauer, Markus Schulze
und Thorsten Dönges*

Vorwort

Für vielfältige Hilfe, die mir während der Arbeit an dieser Studie zuteil geworden ist, möchte ich danken.

Für sehr nützliche Diskussionen, Anmerkungen und Hinweise zu verschiedenen Fragen und Teilen dieser Arbeit gilt mein herzlicher Dank Jens Kulenkampff, den Teilnehmern des Erlanger Montags-Kolloquiums, den Teilnehmern meiner Seminare zur Ontologie, Dag Nikolaus Hasse und, über viele Jahre hinweg, Alexander Brungs und Wolfgang Ertl. Ein herzlicher Dank gilt auch Dominik Perler und Christof Rapp für wertvolle Anregungen und ein sehr hilfreiches Gespräch. Für fachwissenschaftlichen Rat danke ich Charly Gaul, Ralph Rübsam und Tobias Studer.

Ausgesprochen fruchtbar für das Vorankommen war ein Aufenthalt am Center for Hellenic Studies in Washington D.C. während des akademischen Jahres 2002 / 2003. Am Center konnte ich zu verwandten Themen im Bereich der antiken Philosophie arbeiten, mit Gewinn auch für meine systematischen Überlegungen. Mein Dank gilt hier allen, die diese wunderbare Zeit möglich gemacht haben.

Die vorliegende Studie ist die veränderte Fassung einer Arbeit, mit der ich mich im November 2004 an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg habilitierte. Dominik Perler und Christof Rapp danke ich sehr für die Übernahme der externen Gutachten, Jens Kulenkampff für die des internen Gutachtens, ihm, Maximilian Forschner und Andreas Haug für die Organisation des Verfahrens sowie Ingrid Hülß für wichtige Hilfe an entscheidender Stelle.

Ingo Günzler und Andreas Rauh haben beim Korrekturlesen der Endfassung sehr gute Hilfe geleistet. Dafür gilt ihnen mein herzlicher Dank, wie auch meinen Kollegen in Würzburg insgesamt für die angenehme Arbeitsumgebung, die die Endüberarbeitung wesentlich erleichterte.

Den Herausgebern danke ich schließlich für die Aufnahme der Arbeit in die *Quellen und Studien*.

Würzburg, im März 2006

Friedemann Buddensiek

Inhalt

1. Einleitung	1
1.1 Ausgangsfragen	1
1.2 Lösungsversuche	4
1.3 These	7
1.4 Prozedere	8
2. Methodologische Aspekte der Individuation	15
2.1 Neue Fragen – alte Antworten? Fragen zur Individuation	15
2.2 Herausgreifen	18
2.2.1 Die Einheit des Herausgegriffenen	20
2.2.2 Die Ebene des Herausgegriffenen: Deskriptive und revidierende Metaphysik	21
2.2.3 Realismus: Zugriff auf die Welt	24
2.2.4 Praktisches Interesse	28
3. Das Herausgreifen von Organismen	29
3.1 Ein weiter Organismusbegriff	30
3.2 Organismen als Selbstorganisierer	33
3.2.1 Zu einer alternativen Verwendung von »Selbstorganisation« ..	34
3.2.2 Selbstorganisation und Spontaneität der Bewegung?	35
3.2.3 Reorganisation: Was wird erzeugt?	36
3.2.4 Selbstorganisation und Zweckgerichtetheit	38
3.2.5 Grenzen des Selbstorganisierers	39
3.3 Zirkel des Zugriffs?	40
3.3.1 Ein methodologischer Zirkel?	41
3.3.2 Herausgreifen trotz mereologischen Zirkels?	44
3.4 Zur Verwendung von »Teil«	49
3.4.1 Der Zuschnitt der Teile	49
3.4.2 Zur kategorial liberalen Verwendung von »Teil«	51
3.4.3 Temporale oder temporäre Teile?	52
4. Vage Gegenstände	54
4.1 Was sind vage Gegenstände?	55
4.2 Argumente gegen die Annahme vager Gegenstände	57
4.2.1 Ein Argument gegen vage Identität	57
4.2.2 Der Sorites	58

4.2.3 Antworten auf den Sorites	59
4.2.3.1 Verzicht auf Gegenstände	60
4.2.3.2 Widerlegungsversuche	61
4.2.3.3 Argumente gegen die Anwendbarkeit auf Organismen	61
4.2.3.4 Wechsel der Perspektive	66
4.3 Fazit	68
5. Abgrenzung nach oben: Individuen und umfassendere Entitäten	69
5.1 Soziale Organismen	72
5.1.1 Der Autarkie-Einwand	73
5.1.2 Der Einwand der sozialen Handlungen	76
5.1.3 Der Zwang-Einwand	78
5.1.3.1 Abschwächung des Zwangs	79
5.1.3.2 Keine Kategorie-Änderung durch Zwang	81
5.1.3.3 Externe und interne Determiniertheit	83
5.2 Anstückung	85
5.3 Zwischenfazit	94
5.4 Spezies als Individuen?	94
5.5 Riesen-Individuen?	104
5.6 Fazit	105
6. Abgrenzung nach unten: Individuen und ihre Teile	106
6.1 Reduktionismus	107
6.2 Zur Frage der Wahrheit und Relevanz des Reduktionismus	109
6.3 Selbständigkeit trotz Reduktion?	112
6.4 Einwände	115
6.5 Fazit und Programm	118
7. Emergenz	120
7.1 Was ist ontologische Emergenz?	122
7.1.1 Allgemeine Probleme ontologischer Emergenz	123
7.1.2 Probleme ontologischer Emergenz für die Individualität	126
7.2 Van Inwagens »neue Gegenstände«: <i>black boxes</i> ?	132
7.2.1 Van Inwagens Organismen	133
7.2.2 Eine Analyse der <i>black boxes</i>	135
7.2.3 Probleme der <i>black boxes</i>	137
7.2.3.1 Ontologische Überforderung der Organismen	137
7.2.3.2 Verletzung der kausalen Geschlossenheit	139
7.3 Fazit	139

8. Das Kausalitätskriterium ontologischer Priorität	141
8.1 Ein Kausalitätskriterium der Existenz	142
8.2 Kritik an dem Argument für das Kriterium	146
8.2.1 Das Argument der Ko-Lokation	147
8.2.2 Falsche Zuordnungen	148
8.2.2.1 Das Problem der »Verteilung« der Eigenschaften	148
8.2.2.2 Das Problem der materiellen Konstitution der Eigenschaften	150
8.2.2.3 Das Problem der kausal relevanten Eigenschaften	151
8.2.3 Wer erfüllt das Kriterium: Aktualitäten oder Dispositionen?	152
8.2.4 Fazit der Argumentkritik	153
8.3 Das Kausalitätskriterium als Kriterium ontologischer Priorität ..	154
8.4 Fazit	155
9. Der Begriff der Funktion	157
9.1 Weshalb Funktionen?	159
9.2 Anfänge der Diskussion des Begriffs	164
9.3 Der ätiologische Funktionsbegriff	172
9.3.1 Wrights Konzeption	172
9.3.2 Millikans Konzeption	176
9.3.3 Probleme des ätiologischen Funktionsbegriffs	177
9.3.3.1 Existenzerklärung als Ziel	179
9.3.3.2 Die Verbindung von Funktion und Selektion	179
9.3.3.3 Der Sumpfmensch: Funktionierender ohne Funktion?	184
9.3.3.4 Types and Tokens	188
9.4 Der systemische Funktionsbegriff	192
9.4.1 Cummins' Konzeption	192
9.4.2 Probleme des systemischen Funktionsbegriffs	193
9.4.2.1 Funktion von Teilen ohne Funktion des Ganzen?	193
9.4.2.2 Inflation der Systeme und Funktionen?	195
9.4.3 Ein erweiterter systemischer Funktionsbegriff	197
9.4.3.1 Kriterien für die Wahl der Systeme	199
9.4.3.2 Systemische Fehlfunktionen	202
9.5 Zwischenbemerkung zur <i>functional unity</i> bei Hoffman und Rosenkrantz	204
9.6 Fazit	208

10. Die Einheit des Individuums	212
10.1 Vorbereitung: Zusammenpassen und Nicht-Zusammenpassen ..	217
10.2 Selbständigkeitsbeitrag der Teile als Zugehörigkeitskriterium ..	223
10.2.1 Das Problem der Integration »überflüssiger« Teile	225
10.2.2 Die Integration »überflüssiger« Teile: Selbständigkeit durch Perspektivenbildung	227
10.2.3 Relevanz der Perspektive für die Individualität	230
10.2.4 Selbständigkeit und kausale Geschlossenheit	233
10.2.5 Priorität der Einheit gegenüber der Selbständigkeit	237
10.3 Veränderung und Identität des Gefüges	238
10.4 Individuitätsgrade <i>vs.</i> Individuitätsstandards	244
10.4.1 Individuitätsstandards	245
10.4.2 Unteilbarkeit und Grade von Individualität	248
10.5 Probleme	252
10.5.1 Das Leontios-Problem	254
10.5.2 Das Agaven-Problem	261
10.5.3 Das Koma-Problem	267
10.5.4 Das Problem indifferenter Aktivitäten	270
10.5.5 Das Ausdehnungs-Problem	272
10.5.6 Das Wellen-Problem	275
10.5.7 Das Verschiedenheits-Problem	276
10.6 Schluß: Das Individuum als Funktionsgefüge	278
10.6.1 Zur Relevanz der Rede vom Funktionsgefüge	279
10.6.2 Die Einheit und die Unteilbarkeit des Individuums	282
10.6.3 Rückblick	283
10.6.3.1 Funktionsgefüge, kausale Relevanz und neue Entitäten	284
10.6.3.2 Funktionsgefüge in der Abgrenzung nach unten und oben	285
10.6.3.3 Funktionsgefüge <i>vs.</i> vage Objekte	287
10.6.3.4 Funktionsgefüge als Gegenstände des Herausgreifens	288
10.6.4 Merkmale und Besonderheiten der Individuenkonzeption	289
Literaturverzeichnis	293
Personenregister	307
Sachregister	310

1. Einleitung

1.1 Ausgangsfragen

Die Fragen »was gehört zu mir?« und »was ist Teil von mir?« sind merkwürdige Fragen: Was zu einem Menschen gehört und was nicht, zeigt sich doch, so könnte man meinen, unmittelbar, etwa wenn wir einen anderen Menschen oder uns selbst ansehen. Fangen wir jedoch an zu überlegen, was das ist, was wir da sehen, fällt die Antwort nicht mehr so leicht. Denn dann stoßen wir bald auf die Frage, weshalb denn von dem Gesehenen eines als zugehörig, d. h. als Teil, anzusehen sein sollte, anderes hingegen nicht. Oder wir stoßen auch auf die verwandte Frage, ob und gegebenenfalls inwiefern diese oder jene Aktivität als zu uns gehörend und in unser eigenes Leben integriert angesehen werden sollte.

Diese Fragen führen wiederum zur Frage, ob wir immer noch je ein Individuum sind, wenn dieser oder jener Teil nicht mehr zu uns gehört bzw. wenn diese oder jene Aktivität keine unserer eigenen Aktivitäten mehr ist: Wie kann jemand als Individuum, d. h. als etwas Unteilbares, den Verlust jenes Teils oder den Fortfall jener Aktivität überleben? Und gleiches gilt für Ergänzungen: Wie kann man, wenn man ein Individuum ist, etwa eine Fähigkeit erwerben und dann immer noch ein Individuum sein? Wie kann zu etwas Unteilbarem etwas so hinzukommen, daß dieses Unteilbare nach der Ergänzung immer noch unteilbar ist? Fragen wie diese führen zur Frage dieser Studie, nämlich wie sich die Einheit des Individuums fassen läßt, und genauer: wie sich die Einheit von Individuen, die materielle Gegenstände sind, begrifflich fassen läßt.

Fragen der Zugehörigkeit und der Einheit treten mit Blick auf Entitäten verschiedener Arten oder Kategorien auf, nämlich in bezug auf materielle Teile (Partikeln,¹ Zellen, Organe etc.), Dispositionen² (Vermögen, Fähigkeiten,

1 Ich verwende den Ausdruck »Partikel« als feminines Substantiv (zu »*particula*«). Bei Bezeichnung eines materiellen Teilchens sehen die üblichen Wörterbücher zusätzlich und zuerst neutrale Verwendung vor.

2 Es handele sich bei einer Disposition (in einer noch zu weiten Bestimmung) um eine materielle Struktur, die Voraussetzung dafür ist, daß bestimmte Ereignisse oder Prozesse oder Aktivitäten eintreten oder vorliegen können (vgl. zur Diskussion Armstrong *et al.* 1996, Mumford 1998 und für sprachliche Beobachtungen Ryle 1949: Kap. 5).

Fertigkeiten, Neigungen, Tendenzen etc.), Aktivitäten (sowie Prozesse, Ereignisse etc.) oder Eigenschaften (oder Instanzen von Eigenschaften): kurz, in bezug auf alles, was in irgendeiner Weise einem Individuum zukommt oder ihm zuzuordnen ist. Entsprechend umfassend sind die Fragen also zu verstehen, und entsprechend inklusiv muß die Antwort auf sie ausfallen. Materielle Individuen verdienen unsere Aufmerksamkeit nun aus mehreren Gründen:

(1) Zu diesen Individuen gehören in jedem Fall alle Lebewesen und mit den Lebewesen dann auch wir selbst. Als Individuen können wir nun aber schon unseres Selbstverständnisses wegen ein Interesse an der Frage haben, was es heißt, ein Individuum zu sein, und was das wiederum dafür heißt, daß bestimmte Teile, Dispositionen oder Aktivitäten zu uns gehören. Eine Klärung dieser Frage ist für unsere Handlungen und für die Gestaltung unseres Lebens von unmittelbarer Relevanz, und vermutlich haben die meisten von uns Ansichten zu dieser Gestaltung, die auch die Frage der Zugehörigkeit von Teilen berühren.

(2) Vor allem aber ist das Interesse an materiellen Individuen durch ein elementares, selbstzweckhaftes Interesse an der Frage begründet, was es gibt. Unter den Dingen, von denen wir sagen, daß es sie gebe, treffen wir vielfache Unterscheidungen, so z. B. zwischen Teil und Ganzem oder zwischen Artefakt und Organismus oder zwischen Organismus und sozialer Gruppe oder auch, abhängig von der zugrundeliegenden Theorie, zwischen Eigenschaft und Eigenschaftsträger. Individuen nehmen unter den Dingen, von denen wir zu sagen bereit sind, daß es sie gebe, nun zumindest unseren Anfangsintuitionen nach einen prominenten Platz ein. Sie nehmen diesen prominenten Platz insofern ein, als der Begriff des Individuums uns in die Lage versetzt, besondere beobachtbare Regelmäßigkeiten und Strukturen der Wirklichkeit zu fassen: Wir können ein grundlegendes Interesse daran nehmen, das, was es gibt, begrifflich zu fassen, und das gilt dann gerade auch für Individuen.

Doch es stellt sich nicht nur die Frage, weshalb materielle Individuen unsere Aufmerksamkeit verdienen, sondern auch die Frage, weshalb die *Einheit* dieser materiellen Individuen von besonderem Interesse sein soll:

(1) Tatsächlich unterscheidet sich die Frage nach der Einheit des Individuums inhaltlich nicht von der Frage, was es heißt, ein Individuum zu sein. Vielmehr ergibt sich die erste Frage bei einer Analyse der zweiten. *Individuität*, d. h. die Eigenschaft, ein Individuum zu sein, läßt sich nämlich aufgliedern in die Eigenschaft, Einheit zu besitzen, die Eigenschaft, diachrone Identität zu besitzen, sowie die Eigenschaft, verschieden von anderem zu sein. Unter diesen Eigenschaften sind die beiden letzten diejenigen, die üblicherweise im Zusammenhang der Individuation diskutiert werden. Die erste Eigenschaft ist jedoch die grundlegende: Etwas ist verschieden von anderem, weil es in sich

abgeschlossen ist, d. h. weil es Einheit besitzt; es ist aber nicht in sich abgeschlossen, weil es von anderem verschieden ist. Und ebenso gilt: Etwas besitzt diachrone Identität, weil es in sich abgeschlossen ist; es ist nicht in sich abgeschlossen, weil es diachrone Identität besitzt (womit ich nicht behaupte, daß es Entitäten ohne Identität gibt, sondern nur, daß es keine Identität ohne Entität gibt).³

Daß die Frage nach der Einheit des Individuums grundlegend ist, läßt sich auch anhand des Beispiels einer ontologisch extremen Position illustrieren. Nehmen wir einmal an, alles, was es gibt, bilde zusammen *ein* Individuum. Auch in diesem Fall – d. h. auch dann, wenn es nichts von diesem Individuum Verschiedenes gibt – möchten wir in der Lage sein anzugeben, was dieses Individuum zu einem Individuum macht. Die Individuität eines Individuums ist unabhängig davon, ob es etwas von ihm Verschiedenes gibt und was dies gegebenenfalls ist.

(2) Unter den neueren Ontologen hat zum Beispiel Peter van Inwagen (1990) die Auffassung vertreten, es gebe nur Organismen und Partikeln (z. B.

3 Möglicherweise wird man die Rede von einer Eigenschaft des Individuum-Seins für keinen sehr glücklichen Einfall halten: Sowenig wie Sokrates-zu-sein eine *Eigenschaft* von Sokrates ist, ist Individuum-zu-sein eine *Eigenschaft* von Individuen. Allerdings zeichnen sich Individuen als solche durch Einheit oder Selbständigkeit aus, und hierbei handelt es sich um Merkmale von Individuen als solchen. Ich ziehe »Individuität« für die Erfassung dieser Merkmale dem Ausdruck »Individualität« vor, weil dieser häufiger zur Bezeichnung des Besonderen oder der Einmaligkeit verwendet wird, d. h. zur Bezeichnung der qualitativen Verschiedenheit von Individuen im Vergleich miteinander. Das Vorliegen oder Nicht-Vorliegen einer derartigen Verschiedenheit spielt für meine Überlegungen zur Individuation nicht die wichtige Rolle, und es könnten sich bei Verwendung des Ausdrucks »Individualität« Erwartungen einstellen, die ich nicht erfüllen kann und möchte. Soweit ich sehe, ist die Verwendung von »Individuität« durch »*individuitas*« terminologisch nicht fixiert. Tertullian verwendet »*individuitas*« zur Bezeichnung der Ungetrenntheit oder Untrennbarkeit (s. etwa *Adv. Marc.* IV 22.4 [IV 278.31 Moreschini], *Adv. Prax.* 22.4 [206.18 Scarpat], *An.* 51.2 [69.6 Waszink]). Boethius verwendet den Ausdruck einmal zur Bezeichnung der Unteilbarkeit (s. *Cons.* 4, 6 [15], 66), Anselm verwendet ihn einmal zur Bezeichnung des Getrennt-Seins einer Person von anderen (s. *Conc. Virg.* X [151.7 Schmitt]). Eine weiteres Beispiel für die Verwendung des Ausdrucks findet sich im bekannten Kapitel zur diachronen Identität in Hobbes' *De Corpore* (2.7.11; 106.26, 107.2 Schuhmann). »*Individuitas*« bezeichnet dort den Grund oder das Fundament für das Vorliegen diachroner Identität. Im *OED* (5.225) wird Hobbes' Verwendung des Ausdrucks als eines der Beispiele für die dritte von drei Bedeutungen von »*individuity*« angeführt, die umschrieben wird als: »The quality that constitutes an individual, whether as distinct from other individuals, or as continuously identical with itself«. Die erste Bedeutung ist: »The quality or character of being indivisible«, die zweite: »The quality of being individually owned«.

die, aus denen Organismen sich zusammensetzen), nicht aber Artefakte: Ein Artefakt etwa der Art *A* sei in Wirklichkeit nur ein *A*-weise zusammengesetztes Aggregat aus Partikeln von geeigneter Art; demgegenüber gehörten Organismen zu dem, was es gibt, und zwar deshalb, weil sie in gewisser Weise etwas »Neues« darstellten und nicht nur ein Aggregat aus Partikeln seien. Für unsere Motivation in bezug auf die Frage nach der Einheit des Individuums ist nun zwar nicht diese Auszeichnung von Organismen gegenüber Artefakten von Interesse, aber doch die Behauptung, daß *Aggregate* jedenfalls nicht zu jenen Entitäten gehören sollen, von denen gesagt werden kann, daß es sie gibt. Solche Entitäten, von denen dies gesagt werden kann, zeichnen sich nämlich – so sind wohl Implikationen jener Auffassung zu verstehen – dadurch aus, daß sie eine besondere Art von Einheit besitzen, welche Aggregaten nicht zukommt. Ob man nun Artefakte zu solchen Entitäten hinzurechnet oder nicht: Wesentlich, und unseren Intuitionen nach wohl auch plausibel,⁴ ist die Annahme, daß sich Organismen unter anderem durch eine bestimmte Art von Einheit auszeichnen und nicht bloß Aggregate sind. Dann liegt aber die Frage nahe, von welcher Art von Einheit hier die Rede ist.

(3) Wenn wir ein Interesse an der Frage nehmen, was es – auch für uns, mit Blick auf unsere Lebensgestaltung – heißt, ein Individuum zu sein, so dürfte dies ein Interesse an der Frage nach sich ziehen, was es ist, das uns zu etwas macht, das in einem bestimmten Sinn Einheit besitzt und nicht etwas in sich Getrenntes ist. Und auch die Frage, welche Teile, Dispositionen oder Aktivitäten zu uns gehören, ist tatsächlich die Frage danach, inwiefern diese Entitäten zu etwas gehören, das Einheit besitzt.

1.2 Lösungsversuche

Auf die Frage, ob und inwiefern ein bestimmter Teil zu einem gegebenen Organismus gehört, bzw. die Frage, wie sich die Einheit eines Individuums fassen läßt, kann es nun verschiedene Antworten geben. Einige führe ich hier zur Illustration an:

(1) Die auf den ersten Blick nächstliegende Antwort auf die Zugehörigkeitsfrage weist schlicht auf das Angewachsensein des in Frage stehenden Teils hin. Doch dieser Hinweis ist nicht hilfreich. Zum einen kann manches angewachsen sein, ohne daß wir das auf solche Weise Zusammengewachsene als Individuum ansähen. Beispiele für solchermaßen Zusammengewachsenes sind siamesische

4 Zum Umgang mit Intuitionen in der Ontologie siehe Kanzian 2003.

Zwillinge oder ein Tumor und sein Träger. Zum anderen erfaßten wir mit diesem Kriterium etwa Dispositionen oder Aktivitäten nicht, da sie nicht angewachsen sind (und doch sollen sie zu ihrem Träger gehören).

(2) Ein Präzisierungsversuch gegenüber (1) könnte darin bestehen, Zugehörigkeit als Zugehörigkeit zu einer »natürlichen« Einheit zu fassen (mit »Einheit« im Sinn von »unity«). Auch das wäre aber nicht hilfreich. Denn gerade auch »natürlich« oder »Natur« bezeichnen ihrerseits etwas zu Erklärendes, nicht – und zwar auch nicht, wenn »Natur« beschwörend verwendet wird – etwas Erklärendes. Vor allem aber trägt der Verweis auf eine natürliche Einheit nichts zur Lösung eines der Probleme bei, von denen wir ausgegangen sind, nämlich des Problems, daß wir es bei jenen in Frage stehenden Individuen mit Dingen zu tun haben, die sich auf verschiedene Weise verändern. Gehört etwa – so ließe sich das Problem umformulieren – jedes neu Hinzugewonnene auch zur natürlichen Einheit, oder ist jedes solches Hinzugewonnene schon eine Störung dieser Einheit? Und wie verhält es sich im Fall des Verlusts eines Teils: Liegt die natürliche Einheit dann nicht mehr vor? Und gälte das gleicherweise für jeden Teil?

(3) Eine traditionelle, z. B. aristotelische, Antwort, die mit (1) und (2) verwandt, aber weit differenzierter als jene Antworten ist, besteht darin zu sagen, daß zu mir schlichtweg das gehört, was zu mir gehört, insofern ich ein Mensch bin. Diese Antwort kann zweierlei, miteinander Verwandtes besagen, nämlich zum einen, daß mir als Mitglied einer Art bestimmte Teile oder Dispositionen zukommen; und zum anderen, daß mir diese Dinge wesentlich, d. h. meiner artspezifischen Essenz nach, zukommen.

Auch diese Antwort ist jedoch nicht hinreichend informativ. Zum einen ist, wie der anhaltende Streit darüber zeigt, schon nicht klar, was eine Art ist (siehe Abschnitt 5.4). Ferner ist nicht klar, wie sich genau und nicht-willkürlich angeben läßt, welches die Eigenschaften sind, aufgrund deren etwas zu einer bestimmten Art gehört, und warum es diese Eigenschaften sein sollen. Außerdem ist – insbesondere im Fall von Arten, die nur ein Mitglied haben (wie es z. B. direkt nach dem Entstehen oder unmittelbar vor dem Aussterben einer Art vorkommen kann) – nicht klar, weshalb das Individuum für sein Individuum-Sein auf Art-Mitgliedschaft angewiesen sein sollte und woher die Art die ontologische Kraft bekäme, dafür etwas auszutragen.

Der zu erwartende Verweis auf eine spezifische oder essentielle Vernunftbegabtheit des Menschen als Kriterium für die Teil-Zugehörigkeit ist ebenfalls nicht hilfreich, selbst wenn wir von den Schwierigkeiten absehen, die die Rede von Arten und artspezifischen Essenzen mit sich bringt. So ist zunächst nicht klar, welchen Nutzen ein derart allgemeines Kriterium hätte. Wie muß das Kriterium strukturiert sein, damit es alle vernünftigen Aktivitäten erfaßt, ohne

in mehrere Kriterien zu zerfallen? Und vor allem: Wie käme dieses Kriterium für den Fall der Veränderung auf, der am Anfang unserer Überlegungen stand, wonach ein Mensch vor und nach der Veränderung – zum Beispiel im Fall des Erwerbs einer Disposition oder der Aktualisierung einer Disposition – ein Individuum ist? Gäbe es so etwas wie eine Standardessenz? (Und was, wenn nicht?) Wer erfüllte den Standard und wer nicht? Und was hieße es für die Individuität, den Standard überzuerfüllen oder zu verfehlen oder zwischen Erfüllung und Nicht-Erfüllung zu wechseln?

Der Zweifel an der Brauchbarkeit von Arten oder artspezifischen Essenzen als Individuationskriterien ist nicht gleichbedeutend mit einem Zweifel an der Brauchbarkeit von individuierenden Sortaltermen. Daß wir mit Hilfe von Sortalen etwas klassifizieren, individuieren und identifizieren können, ist Voraussetzung dafür, daß wir über Einzeldinge überhaupt sprechen können.⁵ Doch verdankt sich die Möglichkeit, Individuen durch Sortale herauszugreifen, Merkmalen, die diese Individuen haben. Individuen verdanken diese Merkmale nicht dem Umstand, daß sie durch Sortale herausgegriffen werden können. Ferner sind die Dinge, mit denen wir hier zu tun haben, gerade auch aufgrund ihrer Flexibilität kompliziertere, vielfältigere Entitäten, die in ihrer Vielfältigkeit durch Sortale längst nicht erfaßt werden. Sollte dann ihre Vielfältigkeit nichts mit ihrer Individuität zu tun haben? Und schließlich: Selbst wenn wir uns in einer möglichen Welt zum Beispiel mit »Mensch« nur auf Entitäten bezögen, die untereinander und über die Zeit hin alle genau dieselben Merkmale haben, wüßten wir immer noch nicht, was die Einheit einer solchen Entität ausmacht.

(4) Eine alternative Antwort, wie sie sich ähnlich etwa bei Mark Heller (1990) findet, besteht darin, die herkömmlichen Individuen als vierdimensionale Knoten oder Verdichtungen im Kausalgeflecht dieser Welt anzusehen, und zwar als solche Verdichtungen, die wir praktischerweise oder infolge psychologisch zu erklärender Bedürfnisse unseres Selbstverständnisses als »Individuen« bezeichnen. In diesem Fall ergäben sich für das Erfassen der Flexibilität kaum Schwierigkeiten: Man betrachtete sie einfach als interne Veränderungen der Knoten oder Verdichtungen. Andererseits stellte sich hier die Frage der Zugehörigkeit nicht mehr, weil es mit Blick auf solche Knoten nicht sinnvoll wäre, danach zu fragen. Solche Knoten hätten keine Grenzen, sondern würden nach außen hin lediglich mehr und mehr ausdünnen oder auch mit den Wirkungsbereichen anderer solcher Knoten interferieren. In ontologischer Hinsicht würde hier daher auf einen Begriff des Individuums besser verzichtet, da es nichts Unteilbares gäbe, das sich durch Einheit auswies: Allenfalls gäbe es dort,

5 Zur Diskussion der Relevanz von Sortalen siehe Rapp 1995: vor allem Teil IV.

wo wir üblicherweise Individuen annehmen, willkürlich begrenzte vierdimensionale Materiestücke, und zu einem »Individuum« gehörte dann alles, was man in jenen Raum-Zeit-Bereich willkürlich mit aufnimmt.

Auch diese Antwort ist jedoch nicht hilfreich. Sie erfaßt nämlich jenes Merkmal nicht, durch das sich Individuen dank ihrer Einheit auszeichnen, nämlich das Merkmal der Selbständigkeit. Diese Selbständigkeit ist aber gerade der Grund für die beobachtbaren Regelmäßigkeiten in der Welt, die wir üblicherweise mit Individuen verbinden und deren Strukturen wir erfassen wollen. Sie ist der Grund dafür, daß Individuen sich zum Beispiel nicht wie Wellen überlagern oder durcheinander hindurchlaufen können. Im Unterschied zu etwaigen Verdichtungen im Kausalgeflecht der Welt sind Individuen Gefüge besonderer Art, nämlich solcher Art, daß sie in der Konfrontation mit der Welt nicht auf den Zeitpunkt oder Zeitraum der Interaktion beschränkt sind, sondern ihr stets als etwas diachron Ganzes gegenüberstehen.

1.3 These

Dies führt nun direkt zu jener Alternative zu den genannten Lösungsvorschlägen, die ich zur Diskussion stellen möchte. Die Frage »was ist Teil von mir?« ist gleichzeitig mit der Frage zu behandeln »wie läßt sich die Einheit eines Individuums, das ein materieller Gegenstand ist, angesichts der Flexibilität dieses Gegenstands fassen?« Denn genau dann, wenn wir angeben können, wie sich diese Einheit fassen läßt, haben wir ein Kriterium dafür, ob und weshalb etwas Gegebenes zu einem Individuum dazugehört oder nicht dazugehört.⁶

Ich will in dieser Studie nun für die folgende *These* zur Einheit des Individuums argumentieren. Ein Individuum, das ein materieller Gegenstand ist, ist ein Funktionsgefüge. Dieses Gefüge wird durch den kausalen Beitrag aller seiner Teile konstituiert, die ihrerseits durch das Leisten ihres Beitrags als Teile identifizierbar sind und die mit dem Leisten des Beitrags ihre Funktion ausüben.

6 Wir besitzen damit allerdings kein Kriterium für die Angabe dessen, Teile welcher Art in welchem Umfang vorhanden sein müssen, damit ein Individuum vorliegt. Selbst wenn es ein solches Kriterium gäbe, würde dieses Kriterium uns im Hinblick auf das Problem der Flexibilität nicht weiterhelfen: Offenbar könnte ein Individuum ohne eine ganze Reihe von Teilen, Fähigkeiten oder Aktivitäten, die ihm *de facto*, d. h. ausgehend von der Beobachtung eines bestimmten Individuums, zuzuordnen sind, existieren. Ein solches Kriterium wäre also kein Kriterium für das, wofür wir ein Kriterium benötigen, nämlich für die Zugehörigkeit von Teilen, wie es z. B. die nicht-lebensnotwendigen Teile sind.

Im Leisten ihres Beitrags interagieren und kooperieren die Teile auf solche Weise miteinander, daß ein persistierendes, kohärentes und gegebenenfalls flexibles Gefüge gebildet wird, das dank seiner Struktur der Welt als etwas synchron und diachron Ganzes selbständig gegenüber treten kann. Die Einheit des Individuums besteht in der synchronen und diachronen Kohärenz dieses Gefüges.

In dieser kurzen und allgemeinen Fassung bildet die These offenbar nur eine grobe Orientierung, die zudem noch nicht sehr informativ ist. Die inhaltlich interessanten Entscheidungen, die hier zugrunde liegen, lassen sich jedoch nur in einer Diskussion von Detailfragen erörtern und darstellen.⁷

1.4 Prozedere

Für die detaillierte Erarbeitung der Konzeption von Individuen als Funktionsgefügen ist also eine größere Reihe von Schritten erforderlich. Diese Schritte skizziere ich hier und nehme dabei die wichtigeren Teil-Thesen der Untersuchung auf:

Kapitel 2 erörtert in vorbereitender Absicht Probleme, die sich für jedes Individuationsprojekt durch die Frage ergeben, was es heißt, daß wir etwas in ontologischer Hinsicht *herausgreifen*. Zunächst ist dafür die Wahl der Individuationsfrage zu begründen. Diese Frage wird die Frage nach der Einheit eines Individuums sein, und erst nachgeordnet wird es um die üblicherweise gestellte Frage nach der Verschiedenheit des Individuums gegenüber anderen Entitäten gehen. Sodann ist die generelle Frage der Möglichkeit, des Verfahrens und der Absicht unseres Zugriffs auf die Strukturen der Wirklichkeit zu erörtern. Diesen Zugriff halte ich prinzipiell für möglich (und bin insofern »Realist«), wenn der Bezug dieses Zugriffs auf die Phänomene bei aller Abstraktheit des Unterfangens nicht verlorengeht. Denn nur bei Berücksichtigung dieses Bezugs hat das Unterfangen die Chance, zu den Strukturen der Wirklichkeit zu führen. Schließlich komme ich auf die gängige, meines Erachtens aber nicht sehr hilfreiche Unterscheidung zwischen beschreibender und revidierender Metaphysik zu sprechen.

Kapitel 3 bis *Kapitel 8* betrachten Individuen als Gegenstände des Herausgreifens. In *Kapitel 3* geht es um den Zuschnitt des Bereichs der hier zur Diskussion stehenden Individuen. Da dieser Bereich (durch Setzung) die Organismen umfaßt, ist näher zu klären, was mit »Organismus« gemeint ist.

⁷ Eine thesenartige Auflistung von Elementen der Konzeption von Individuen als Funktionsgefügen findet sich in Abschnitt 10.6.4.

»Organismus« verstehe ich durchwegs in einer weiten Bedeutung des Ausdrucks, welche die Gesamtheit der Teile, Dispositionen (Fertigkeiten etc.) und Aktivitäten eines Lebewesens umfaßt und etwa auch mentale Zustände einschließt. Da Organismen ferner – auch nach herkömmlicher Auffassung – Selbstorganisierer sind, »Selbstorganisation« aber in verschiedener Bedeutung gebraucht wird und der Begriff der Selbstorganisation im weiteren für das Verständnis der Selbständigkeit eine wichtige Rolle spielen wird, ist zu klären, was hier unter »Selbstorganisierer« zu verstehen ist. Und schließlich ist in methodologischer Hinsicht zu erörtern, wie wir im Fall solcher Selbstorganisierer zugleich das Ganze und seine Teile ontologisch herausgreifen können, sowie das, was unter »Teil« zu verstehen sein soll.

In *Kapitel 4* gehe ich auf das Problem vager Gegenstände ein. Organismen haben offenbar keine fixierten Grenzen – was das Herausgreifen erschwert –, und sie scheinen vage Gegenstände zu sein: So läßt sich theoretisch Partikel für Partikel etwa eines menschlichen Organismus fortnehmen, ohne daß klar wäre, ab welcher Wegnahme dieser Mensch zu existieren aufhörte. Dieses Vagheitsproblem hat Anlaß gegeben, die Existenz von Organismen überhaupt zu bezweifeln (siehe Heller). Da mit den Organismen dann aber auch unsere zu diskutierenden Individuen verschwänden, müssen wir etwas zu jener vermeintlichen Vagheit sagen. Tatsächlich läßt sich nun bei einem Verständnis von Individuen als Funktionsgefügen für die einzelne Partikel sehr wohl angeben, ob sie zu diesem Gefüge gehört oder nicht: Kriterium dafür ist, ob sie einen Beitrag zur Einheit und Selbständigkeit des Gefüges leistet. Mit diesem Perspektivenwechsel – von der Frage nach der Möglichkeit der Teil-Wegnahme zur Frage nach einem Beitrag zur Selbständigkeit – stellen sich Vagheitsprobleme für Organismen nicht mehr. Wichtige Voraussetzung dafür sind jedoch die Priorität oder Unabhängigkeit der Individuen gegenüber Arten sowie die Unterscheidung von Flexibilität und Vagheit.

Kapitel 5 erörtert die Frage, wie sich die in Frage stehenden Individuen gegen umfassendere Entitäten abgrenzen lassen, wie es etwa soziale Organismen, aber zum Beispiel auch Spezies sind. Diese Abgrenzung ist notwendig, weil man der Auffassung sein könnte, daß die ontologisch vorrangigen Einheiten jene umfassenderen Entitäten seien und daß unsere Individuen nur als Teile jener Entitäten aufzufassen seien, oder weil man meinen könnte, daß diese Auffassung zumindest eine Option sei, deren Wahl allein von unserem Interesse abhängt, nicht von vorgegebenen Strukturen der Wirklichkeit. Als Teile zeichneten sich die Individuen aber nicht durch Selbständigkeit und Einheit aus, oder besser gesagt: Die Entitäten, die sich nun dadurch auszeichneten und Anspruch auf Individuitätszuschreibung hätten, wären eben die umfassenderen Gefüge. Die Argumente, die für derartige Positionen zu sprechen scheinen, lassen sich jedoch

entkräften. Für die dafür zu etablierende Selbständigkeit der Individuen treffe ich die vorläufige Unterscheidung zwischen innerer und äußerer Determiniertheit und vertrete die These, daß Organismen zumindest letzterer nicht oder nicht vollständig ausgesetzt sind. (Darauf komme ich später zurück und gebe »Selbständigkeit« dann einen präziseren Sinn.)

Allerdings können Individuen in anderer Hinsicht ihrerseits umfassendere Entitäten sein – so etwa im Fall der Ergänzung (d. h. der »Anstückung«) eines Organismus durch einen Herzschrittmacher. Das Zugehörigkeitskriterium des Beitrags zur Einheit und Selbständigkeit des Gefüges zwingt uns jedenfalls, solche Ergänzungen als Teile des Individuums zuzulassen, und der mögliche Einwand, der auf die Artifizialität solcher Teile – und, mit ihr verbunden, ganzer Individuen – verweist, verfängt nicht.

Umfassende Entitäten ganz anderer Art, für die zuweilen Anspruch auf ontologische Priorität gegenüber Einzeldingen oder sogar auf den Status des Individuum-Seins erhoben wird, sind Spezies. Allerdings besteht hier keine Einigkeit mit Blick auf das, was eine Spezies ist. Ferner tragen die Argumente für die Annahme, Spezies ihrerseits seien Individuen, nicht, und es gibt keinen Grund, Organismen als ihnen gegenüber ontologisch nachrangig zu betrachten. Ein weiterer Punkt betrifft schließlich umfassendere Entitäten wie z. B. große Pilzgebilde, die ebenfalls nicht zur Auffassung von Organismen als Individuen zu passen scheinen. Hier besteht die Lösung darin, daß diejenigen Einheiten dieser Gebilde, die im Fall einer Abtrennung selbständig weiterleben könnten und die in diesem Weiterleben nicht beeinträchtigt wären, auch dann als Individuen anzusehen sind, wenn sie noch mit anderen Einheiten zusammenhängen.

Kapitel 6 betrifft die »Abgrenzung gegen unten«, d. h. das Verhältnis von Individuen zu ihren Teilen. Die Frage ist hier zunächst die, ob Individuen uns ontologisch nicht abhanden kommen, wenn sie ohne Verlust auf ihre Teile und deren gegenseitige Relationen reduzierbar sind (diese ontologische Reduzierbarkeit sei argumenthalber angenommen, ohne daß ich mich – wenn nur die kausale Geschlossenheit des Physischen bewahrt bleibt – auf sie verpflichte). Tatsächlich aber verschwindet das Individuum mit der Reduktion nicht: Reduktion heißt nicht Eliminierung, ein Baum ist nicht deshalb weniger ein Baum, weil er die Summe seiner Teile und ihrer gegenseitigen Relationen ist. Doch bleibt dann noch die Frage, weshalb Entitäten einer bestimmten Ebene, nämlich der Ebene der Organismen, ausgezeichnet sein und herausgegriffen werden sollten. Sie sind nun deshalb ausgezeichnet und als etwas Besonderes herauszugreifen, weil nur auf der Ebene der Organismen Selbständigkeit vorliegt, und zwar insofern, als nur Selbsterhalter sich als diachrone Ganze in ein Verhältnis zu ihrer Umwelt setzen können und als das, was sie sind, nicht auf den Zeitpunkt oder Zeitraum des jeweiligen Kontakts begrenzt sind.

Kapitel 7 bildet den ersten von zwei Schritten einer Erörterung der gegenteiligen Ansicht, wonach die in Frage stehenden Individuen nicht reduzierbare, sondern emergente Entitäten seien. Mit Lebewesen, so die Ansicht van Inwagens, kommt etwas »Neues« in die Welt. Wenn dies jedoch einen ontologischen Sinn von »Emergenz« impliziert – was es wohl soll –, stehen unsere Individuen zum einen in der Gefahr, kausal losgelöst zu sein und die kausale Geschlossenheit des Physischen zu verletzen (dazu dann Kapitel 8). Zum anderen stehen sie in der Gefahr, unanalysierbare *black boxes* zu sein (hierzu Kapitel 7). Letzteres wäre jedoch wiederum deshalb ungünstig, weil wir dann wenig über Individuen erfahren könnten, d. h. insbesondere auch wenig über ihre Einheit und ihre Selbständigkeit. Tatsächlich aber – so ist dem zu begegnen – hat der Umstand, daß im Fall des Organismus die Gesamtheit der Teile und ihrer gegenseitigen Relationen eine persistierende Struktur ergibt und als solche der Welt gegenübertritt, nichts Rätselhaftes an sich: Denn es handelt sich nur um diejenige spezielle Zusammenfügung von Teilen – unter vielen möglichen anderen Zusammenfügungen mit anderen Ergebnissen –, die dank der Selbsterhaltung eine persistierende Struktur ergibt. Daß mit Organismen als kohärenten und selbständigen Gefügen etwas Neues in die Welt kommt, ist Erklärungen zugänglich.

Kapitel 8, der zweite Schritt der Emergenz-Erörterung, nimmt die Frage der kausalen Besonderheit auf. Diese Besonderheit hat neuerdings wieder Merricks (2001) mit der These »to be is to have non-redundant causal powers« ausdrücklich gefordert. Nach Merricks' Interpretation dieser These soll es keine Entitäten geben, deren kausale Wirksamkeit auf die der Teile und ihrer Relationen reduzierbar ist: Starke, ontologische Emergenz wird zur Existenzvoraussetzung. Damit kämen uns jedoch – ungünstigerweise – alle jene Organismen abhanden, die keine nicht-reduzierbaren Merkmale aufweisen, und das heißt nach Merricks sogar: alle Organismen, die nicht Bewußtsein besitzen. Alle diese Organismen wären allenfalls reduzierbare Verdichtungen im Kausalgeflecht der Welt. Tatsächlich aber – so hier die Antwort – trägt das Argument zugunsten der kausalen Nicht-Redundanz der bewußtseinbesitzenden Organismen nicht, und so sind wir zumindest nicht aufgrund dieses Arguments zur Akzeptanz der Beschränkung dessen, was es gibt, auf Bewußtseinsbesitzer berechtigt oder gezwungen. Wenn wir nun aber auf der anderen Seite das Kausalkriterium doch ernst nehmen – was wir sollten –, wonach materielle Individuen nicht im Kausalgeflecht der Welt aufgehen, sondern etwas kausal Eigenständiges sind, und wenn zugleich alle Organismen solche Individuen sein sollen, ohne daß ihnen jene kausale Nicht-Redundanz im Merricks'schen Sinn zukommt und ohne daß die kausale Geschlossenheit verletzt wird, dann müssen wir die Selbständigkeit anders fassen.

In *Kapitel 9* und *Kapitel 10* geht es nun darum, dies zu tun, und das heißt zu klären, was das Herausgegriffene, nämlich das Individuum, ist. Gegenstand von *Kapitel 9* ist eine Erörterung dessen, was es für einen Teil heißt, einen Beitrag zu einem Gefüge zu leisten, d. h. nach herkömmlicher Auffassung: seine Funktion auszuüben. Etwas ist genau dann Teil des Gefüges, wenn es in diesem Gefüge eine bestimmte interaktive oder kooperative Rolle übernimmt: Teil-Sein heißt Funktion-Haben. »Funktion« bringt dabei den dynamischen Aspekt zum Ausdruck, wonach die Funktion einem Teil auch dann zukommt, wenn dieser Teil gerade nicht seinen Beitrag leistet. Funktionen helfen den Organismus konstituieren, sie sind der »cement of the individual«. ⁸ Mit »Teil-Sein«, »Beitrag-Leisten« oder »Funktion-Ausüben« kann jedoch Verschiedenes gemeint sein. Häufig wird dabei der Besitz von Funktionen, und damit auch das Teil-Sein, von überindividuellen Entitäten abhängig gemacht – mit fatalen Folgen für die Einheit und die Selbständigkeit des Individuums. Daher ist genau zu klären, was wir plausiblerweise mit »Funktion« meinen können und worauf wir uns mit der Verwendung des Ausdrucks verpflichten. Dabei wird sich herausstellen, daß der weiter verbreitete ätiologische Funktionsbegriff (à la Wright [1973] oder Millikan [1984]) auch schon unabhängig von der Relevanz eines Funktionsbegriffs für das Verständnis von Individuen mit zu vielen Schwierigkeiten behaftet ist und daß aus systematischen Erwägungen die Wahl eines (im Anschluß etwa an Davies [2001]) modifizierten systemischen Funktionsbegriffs naheliegt.

Kapitel 10 setzt die verschiedenen Überlegungen in einer Erörterung dessen, was es für ein Individuum heißt, ein Funktionsgefüge zu sein, zusammen. Ausgangspunkt der Überlegungen war die Frage, wie sich entscheiden läßt, ob gegebene Teile zu einem gegebenen Organismus gehören. Kriterium hierfür sollte der Beitrag des in Frage stehenden Teils zur Einheit und zur Selbständigkeit des Gefüges sein. Nun ist näher zu klären, welche Bedingungen für das Gegebensein von Einheit und Selbständigkeit eines – möglicherweise flexiblen – Gefüges erfüllt sein müssen: Was ist das, was durch den Beitrag der Teile zustande kommt? Mit Blick auf die Einheit des Gefüges geht es um einen Beitrag der Teile zur Kohärenz des sich selbst erhaltenden Gefüges: Die Teile müssen diachron und synchron in bestimmter Weise zusammenhängen. Hinsichtlich der Selbständigkeit sind Organismen – als Selbstorganisierer und Selbsterhalter, die aus diesen Teilen bestehen – in der Lage, der Welt als

8 Wie schon aus meiner Realismus-Annahme deutlich wird, möchte ich mich mit dieser Formulierung, welche sich an eine Formulierung Humes anlehnt, nicht auf »ideas« und deren gegenseitige Verhältnisse beziehen, sondern auf Strukturen der Sache; zu Humes Formulierung s. *Abstract* 662, s. ferner *Treatise* 2.3.1, 406.

synchron und diachron Ganze gegenüberzutreten. Sie sind als Selbsterhalter dank ihrer Struktur, auch in der Konfrontation mit der Welt, auf die Erhaltung ihrer Struktur bezogen. Damit sind sie nicht auf den Zeitpunkt oder Zeitraum des Gegenübertretens beschränkt und sind daher dann durch ihre Umwelt auch nicht strikt determiniert.

Der Umstand, daß Organismen der Welt als solche Ganze gegenübertreten, ist im weiteren nun gerade auch für die Relevanz und die Integriertheit der nicht-lebensnotwendigen Teile relevant: Je nach kognitiver bzw. mentaler Ausstattung eines solchen Gefüges und je nach Nutzung dieser Ausstattung ist es dem Gefüge möglich, über die elementare Selbsterhaltung hinaus eine zeitübergreifende Perspektive in bezug auf die Welt und auf sich selbst im Verhältnis zur Welt zu entwickeln, einzunehmen oder zu erweitern – eine Perspektive, durch die es die Unabhängigkeit vom Zeitpunkt oder Zeitraum des Gegenübertretens vergrößert und zusätzliche Selbständigkeit erhält.

Die Konzeption von Individuen als (möglicherweise flexiblen) Funktionsgefügen hat eine Reihe von Konsequenzen. Mit Blick auf die Frage der Vereinbarkeit von Veränderung, Unteilbarkeit und diachroner Identität folgt, daß Veränderung – in Ermangelung fester, ontologisch tragfähiger Standards – so umfassend vorliegen kann, wie dies die Erhaltung der Selbständigkeit zuläßt und gegebenenfalls auch erforderlich macht. Selbständigkeit kann nun aber in höherem oder geringerem Maß vorliegen, und da Individuität unmittelbar von Selbständigkeit abhängt, ergeben sich damit dann auch Grade der Individuität: Etwas kann mehr oder weniger Individuum sein. Diese ungewöhnliche Behauptung wird verständlicher, wenn wir das Individuum als Gefüge ansehen, das sich durch das Modell einer diachronen Struktur illustrieren läßt, die aus Punkten und Verbindungen besteht, so daß alle Punkte direkt oder indirekt miteinander verbunden sind, während die Zahl der Punkte und der Verbindungen variieren kann. Der Bindungsgrad gibt hierbei den Grad der Einheit an, und diese Einheit ist insofern etwas Unteilbares – wiewohl zugleich Veränderliches –, als das Trennen einer Verbindung den Grad der Individuität mindert (und mit ihr den Grad der Fähigkeit, sich selbst in ein Verhältnis zur Welt zu setzen). Die diachrone Identität eines solchen Unteilbaren besteht dann in der kohärenten Geschichte des (möglicherweise) veränderlichen Selbständigen.

Die anschließende Erörterung einer Reihe von Problemen gibt – auch im Rückblick auf die vorausgehenden Kapitel – Gelegenheit zur Präzisierung, etwa mit Blick auf die Zugehörigkeit von Teilen, die destruktiv im Hinblick auf die Selbständigkeit des Gefüges sind, dessen Teile sie zu sein scheinen, oder mit Blick auf die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis von Individuen insbesondere dort, wo ein Individuum das andere »unterjocht«. Einer der wichtigen Punkte ist hier, daß ein und derselbe Teil unter Aspekten zu betrachten sein

kann und daß ein und dieselbe Aktivität unter Umständen verschiedene kausale Rollen haben kann. Der Schlußabschnitt verbindet dann die einzelnen Elemente der Individuenkonzeption in einem Überblick.

Dieses gesamte Projekt ist offenkundig sehr breit angelegt: Viele seiner Teile und Aspekte bilden schon je für sich genommen einen umfassenden Untersuchungsgegenstand. Eine Folge der Breite ist die fehlende Detailliertheit in systematischer Hinsicht und, damit verbunden, in der Auseinandersetzung mit Literatur. Welchen Zweck kann ein solches Projekt haben? Es kann vernünftigerweise nicht den Zweck haben, eine Art »Übertheorie« bei gleichzeitiger Nichtbeachtung der Theoriebestandteile zu liefern: Ein derartiges Unterfangen wäre bestenfalls naiv. Vielmehr kann es nur darum gehen, eine Frage interessenthalber herauszugreifen – hier nämlich in dem Hauptinteresse daran, zu verstehen, was Individuen sind – und diese Frage zum Zweck ihrer Erörterung und Beantwortung mit der Behandlung zumindest der wichtigsten relevanten Fragen aus verwandten Theoriebereichen zu verknüpfen. Im vorliegenden Fall ist diese Betrachtung weitergreifender Zusammenhänge deshalb nötig, weil sich der Bereich, dem die eigentliche Aufmerksamkeit gelten soll, nicht unabhängig von den anderen Bereichen betrachten läßt – sei es, weil die Theorie zum Kernpunkt systematische Unterstützung aus anderen Bereichen benötigt, sei es, weil sie nur durch ein Austarieren mit anderen Bereichen tragfähig wird. Damit wird kein vollständiges Theorienetz geknüpft, sondern es wird ein ausgewählter Punkt des Netzes in Beziehung zu bestimmten anderen Punkten gesetzt, die ihrerseits wiederum nur soweit wie nötig in das für sie relevante Netz eingeordnet werden.

Doch auch im Kern des Projekts selbst bleiben Lücken. Dies betrifft etwa die Beschreibung und Einordnung einzelner ontologischer Kategorien sowie diese Kategorien insgesamt, wozu ich kaum etwas sage (und wozu ich im folgenden Kapitel kurz Stellung nehme). Ferner sage ich kaum etwas zum zeitlichen Anfang und zum zeitlichen Ende materieller Individuen. Wo es um die »Anstückungen« geht, sage ich – wiewohl dies angebracht wäre – nichts zu sozialen Beziehungen. Und insbesondere sage ich, von Andeutungen abgesehen, nichts zu einem zweiten Hauptinteresse, das hinter meinen Überlegungen steht (und das eine ganz traditionelle Verbindung aufnimmt), nämlich zur Einheit des Individuums, sofern diese für ein gutes Leben relevant ist. Es soll und kann hier nur darum gehen, auf ontologischer Seite eine Individuenkonzeption zu entwickeln, deren Teile in ihrem Zusammenhang eine gewisse Stabilität besitzen und die sich als Konzeption günstigenfalls auch in ethischer Hinsicht ergänzen läßt.

2. Methodologische Aspekte der Individuation

Gegenstand meiner Überlegungen ist die Frage, wie sich die Einheit jener Individuen, die materielle Gegenstände sind, begrifflich fassen läßt. Diese Frage verstehe ich als die Frage nach dem Kriterium, anhand dessen sich entscheiden läßt, was zu einem dieser Individuen dazugehört und was nicht. Für diese Frage beanspruche ich Priorität vor der Frage nach der Verschiedenheit von Individuen mit dem Argument, daß die Einheit einer Sache Voraussetzung für Verschiedenheit dieser Sache gegenüber anderen Sachen ist. Mit beiden Fragen – derjenigen nach der Einheit wie derjenigen nach der Verschiedenheit – befinden wir uns im Bereich der Frage, wie sich Gegenstände individuieren lassen.

In diesem Kapitel geht es um einige grundlegende methodologische Aspekte der Behandlung der Frage nach der Einheit. Diese Aspekte betreffen den *Zugriff* auf den zu behandelnden Gegenstand. Dabei geht es in einem knapp gehaltenen Abschnitt zunächst um jene Frage selbst, d. h. genauer, um das Verhältnis jener Frage zu den traditionell gestellten Fragen der Individuation: Weshalb verfolge ich jene Frage nach der Einheit oder Zugehörigkeit als Individuationsfrage, ohne dabei jenen traditionell gestellten Fragen und den entsprechenden Individuationskriterien nähere Aufmerksamkeit zu schenken (2.1)? Die Behandlung der Frage nach der Einheit setzt sodann einen bestimmten *Zugriff* auf die Welt voraus. Deshalb ist in methodologischer Hinsicht zu fragen, was wir tun, wenn wir auf etwas in der Welt ontologisch zugreifen oder es ontologisch herausgreifen (2.2).

2.1 Neue Fragen – alte Antworten? Fragen zur Individuation

Wenn wir uns mit der Frage, was Individuen sind, und mit der Individuationsproblematik beschäftigen, sehen wir uns mit einer Reihe von traditionellen Individuationskriterien konfrontiert. Diese Kriterien wurden vor einiger Zeit von Jorge Gracia erneut einander gegenübergestellt. Nach denjenigen Kriterien, die Gracia für die Gegenüberstellung auswählt, zeichnen sich Individuen durch Unteilbarkeit, durch Verschiedenheit, durch die Fähigkeit, etwa eine Spezies in mehreres zu teilen, durch Identität, durch Nicht-Prädizierbarkeit oder durch Nicht-Instanzierbarkeit aus. Gracia übernimmt seinerseits das zuletzt genannte

Kriterium: Individuum ist danach genau das, was nicht-instanzierbar ist.¹ Da es mir in erster Linie um die Frage der Einheit des Individuums geht, gehe ich kurz auf Gracias Bemerkungen zum ersten Kriterium – dem Kriterium der Unteilbarkeit – ein. An diesem Kriterium wird sich ein Problem aufzeigen lassen, das auch für die übrigen Kriterien besteht, nämlich das Problem, daß das Kriterium – bei ontologisch weitreichender Voraussetzung – in relevanter Hinsicht nicht informativ ist.

Gracia diskutiert zwei Arten der Unteilbarkeitsauffassung, nämlich die Auffassung, wonach Individuen absolut unteilbar seien, und die Auffassung, wonach sie relativ unteilbar seien. *Absolute Unteilbarkeit* besagt, daß etwas in jeder Hinsicht unteilbar ist; *relative Unteilbarkeit* besagt, daß etwas in einer bestimmten Hinsicht unteilbar ist. Als Individuitätskriterium taugt nun – so Gracia – *absolute* Unteilbarkeit sicher nicht, und zwar schon deshalb nicht, weil es Individuen gibt, die offenkundig teilbar sind. Für die *relative* Unteilbarkeit zieht Gracia die traditionelle Auffassung heran, der zufolge etwas genau dann ein Individuum ist, wenn es nicht in gleichartiges teilbar ist. (Gracia bezieht sich hier auf Suárez als Vertreter dieser Auffassung.) Als Gegenbeispiele gegen dieses Kriterium relativer Unteilbarkeit führt Gracia homogene Substanzen und *collections* an: Entitäten beider Arten seien – wiewohl Individuen – in gleichartiges teilbar.² Allerdings ist die Wahl dieser Beispiele nicht besonders geschickt. Wenn einerseits homogene Substanzen (wie z. B. Wasser) oder bestimmte Quantitäten homogener Substanzen und andererseits auch bestimmte Ansammlungen als Individuen akzeptiert werden sollten, dann scheint es sich bei diesen Individuen zumindest um solche zu handeln, die sich ontologisch von Individuen, wie es z. B. Einzeldinge sind, unterscheiden. Einzeldinge besitzen Einheit nicht kraft Zuschreibung, sondern unabhängig von solcher Zuschreibung, während jene homogenen Substanzen (z. B. Wasser-»Pakete«) Einheit in keiner interessanten, von uns unabhängigen Weise besitzen.

Andererseits führt auch die Annahme, daß Individuen – wie jene Einzeldinge – als solche nicht in gleichartiges teilbar sind, bei der Erörterung der Frage danach, worin ihre Einheit besteht, nicht sehr viel weiter. Und das gilt nun – dem Ergebnis nach – auch für die Annahme der Nicht-Instanzierbarkeit als Individuationskriterium wie auch für die übrigen Kriterien. Die wesentliche Schwierigkeit liegt im Fall der relativen Unteilbarkeit (und entsprechend auch bei den übrigen Kriterien) in dem Umstand, daß Individuation hier über das Verhältnis des Einzelnen zur Art bzw. zum Universale erfolgt: Einzelnes zu

1 Gracia 1988a: 27.

2 S. Gracia 1988a: 29-31 und Gracia 1982: 2-6 (auch für Stellenverweise zu Suárez).

sein hängt demnach von einem bestimmten Verhältnis des Einzelnen zur Art bzw. zum Universale ab. Damit aber erhalten die relevanten Arten oder Universalien erhebliche ontologische Kraft, von der wiederum nicht klar ist, woher sie rührt. Jedenfalls dürfte sie nicht, auch nicht zum Teil, auf die Individuen, die von ihrem Verhältnis zu jener Art oder zu jener Universalie her Individuen sind, zurückgeführt werden, da sonst ein ontologischer Zirkel entstände.³

Allerdings können wir nur dann überhaupt in jenen Zirkel geraten, wenn wir dessen Ausgangsvoraussetzung akzeptieren, nämlich die Annahme, es sei sinnvoll oder zumindest korrekt, sich so auszudrücken, daß sich die Art oder die Universalie *Mensch* in Menschen teilen lasse, daß sich ein Mensch aber nicht in Menschen teilen lasse. Die Diskussion dieser Annahme bzw. ihres ersten Teils werde ich nicht aufnehmen. Denn selbst wenn sich diese Annahme zufriedenstellend erläutern lassen sollte und selbst wenn sich in der Folge dieser Erläuterung auch für jenen Zirkel ein Angriffspunkt gewinnen lassen sollte, so stehen wir nach wie vor vor der Eingangs- und Hauptfrage, aufgrund welcher Kriterien im Fall bestimmter materieller Gegenstände etwas zu einem Individuum dazugehört und anderes nicht. Gracias Kriterien helfen dabei nicht weiter.

Die hier gegebene Darstellung dieser Kriterien wird der Detailliertheit der historischen Diskussion offenkundig nicht gerecht. Andererseits ist es nicht sinnvoll, eine angemessenere Erörterung anzustellen, die selbst in stark verknappter Form noch sehr umfassend sein müßte und doch nur das Ergebnis erwarten ließe, daß meine Frage des Dazugehörens der Teile nicht zu einer solchen Individuationsdiskussion, wie sie etwa von Gracia geführt wird, paßt, daß sie aber gleichwohl eine Frage ist, die in den Bereich der Individuationsproblematik fällt.

3 Auch ein Versuch, auf einen ontologisch starken (etwa im Sinn von »prioritären«) Artbegriff auszuweichen, erschiene nicht vielversprechend. Hier käme vielmehr noch das weitere Problem hinzu, daß in der theoretisch-biologischen Diskussion zum Speziesbegriff, wie sie in den letzten Jahrzehnten geführt wurde, keinerlei Einigkeit darüber besteht, was als Art gelten soll. Diejenigen Arten, die Gegenstand jener Diskussion sind, sind nun aber zugleich die, unter die die in Frage stehenden Individuen etwa Gracia zufolge fallen sollen, nämlich eben jene materiellen Gegenstände, die Organismen sind. (Auf Probleme, die sich im Zusammenhang mit Arten ergeben, werde ich später noch einmal zu sprechen kommen; s. u. Abschnitt 5.4.) Damit soll wiederum nichts über die Plausibilität der Annahme natürlicher Arten gesagt sein. Es soll nur darauf hingewiesen sein, daß im Fall biologischer Entitäten nicht hinreichend klar ist, was die Art, der sie untergeordnet werden, ist bzw. was jener Aspekt an dieser Art ist, unter dem die Art *nicht* als Universale anzusehen ist.

2.2 Herausgreifen

Die Standardantwort auf die Frage, was wir tun, wenn wir Ontologie betreiben, besteht darin, daß Ontologie die grundlegenden Strukturen der Wirklichkeit beschreibt. Was es jedoch ist, worauf der Anspruch abzielt, der mit dieser Antwort verbunden ist, ist unter anderem aus folgenden Gründen nicht klar:

(1) Wir können nicht erwarten, daß die Wendung »grundlegende Strukturen der Wirklichkeit« allorts auf die gleiche Weise verstanden wird – gesetzt, daß ihr Gebrauch überhaupt akzeptiert wird. Ob wir etwa Sachverhalte, Ereignisse oder herkömmliche Substanzen als ontologisch grundlegend ansehen, hängt jeweils von vielen Vorentscheidungen ab – insbesondere auch von Entscheidungen darüber, was ontologisch geleistet werden soll –, und es ist nicht damit getan, jeweils kategorial »rivalisierende« Ontologien mit einem Federstrich zu beseitigen. Das heißt nicht, daß es beliebig wäre, welche Ontologie wir wählen. Im Gegenteil – es heißt, daß es ein sehr mühsames Unterfangen ist, für das, was ontologisch geleistet werden soll, die geeigneten Kategorien zu finden.⁴

(2) Doch selbst wenn wir uns für das, was ontologisch geleistet werden soll, auf eine bestimmte Kategorie als grundlegende Kategorie einigen könnten, stehen wir vor dem weiteren Problem, daß meist noch längst nicht klar ist, wie diese Kategorie ihrerseits begrifflich zu fassen ist.

(3) Und auch wenn dies klar wäre, stünden wir immer noch vor dem größten Problem, nämlich dem Problem, wie der Weg zu jener Kategorie aussieht, das heißt, wie wir von unserer Konfrontation mit der Wirklichkeit, deren grundlegende Strukturen zu erfassen Gegenstand unserer ontologischen Bemühung ist, zu jener Kategorie gelangen und – hier schließt sich der Kreis der Probleme – was es überhaupt ist, das wir in der Vielfalt des Wirklichen, mit der wir konfrontiert werden, erfassen wollen.

4 Gerade weil ich mich in meinen Ausführungen in herkömmlichen Kategorien zu bewegen scheine, möchte ich nicht den Eindruck erwecken, als machte ich mein Projekt von diesen Kategorien abhängig. So wäre es vielleicht auch möglich, die Ausführungen mit monokategorialen Systemen zu verbinden, sofern diese auf nicht-basaler Ebene eine »Rekategorisierung« vorsehen, wie etwa Seibt dies im Ausgang von dynamischen Massen vorsieht (vgl. 1995: 373-379). Meine Skepsis gegenüber der ontologischen Relevanz von Spezies (s. 5.4) verpflichtet mich nicht auf eine gleiche Skepsis gegenüber Universalien, und wenn ich gleichwohl der Annahme von *tropes* zuneige, verpflichte ich mich damit noch nicht auf die Annahme, *tropes* für die basale Kategorie zu halten (für eine Konzeption, die *tropes* für entsprechend basal hält, siehe unter den neueren Arbeiten z. B. Trettin 2000; für eine Konzeption, die *tropes* auf physikalische Felder unterschiedlicher Intensitäten zurückführt und solche Felder als basal annimmt, siehe von Wachter 2000a: Kap. 4, und 2000b: 316-318).

Mir geht es im Folgenden um bestimmte grundlegende Strukturen.⁵ Das heißt, es geht nicht um alle eventuell grundlegenden Strukturen und auch nicht um das gegenseitige Verhältnis aller dieser Strukturen. Die in Frage stehenden Strukturen sind jene, auf die wir im Ausgang von bestimmten phänomenalen Besonderheiten stoßen. Diese Besonderheiten treten dort auf, wo wir zugleich von »Organismen« sprechen. Um Besonderheiten handelt es sich insofern, als Organismen eine gewisse synchrone und diachrone Kohärenz sowie gewisse Regelmäßigkeiten aufweisen: Sie erscheinen im Vergleich zu ihrer Umwelt als stabile Gefüge permanenter und wiederkehrender Eigenschaften, d. h. als Gefüge, die bei aller Veränderung in gewisser Hinsicht diachrone Identität besitzen.⁶ Ferner scheint mit ihnen etwas vorzuliegen, das als Ursprung von Veränderung auftritt. Außerdem bilden diese phänomenalen Besonderheiten einen der Gründe, weshalb Organismen und ihre Teile und Merkmale auch Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung sind. Menschliche Praxis fühlt sich im Ausgang von den Phänomenen des Alltags wie auch der Wissenschaft veranlaßt, auf Organismen als etwas Besonderes zuzugreifen.⁷ Ein solcher Anlaß

5 Es handelt sich bei der folgenden Einschränkung um eine zweifache Einschränkung: Zum einen beschränke ich mich unter den allgemeinsten Kategorien auf Individuen, zum anderen beschränke ich mich unter den Individuen auf materielle Individuen. Der zweiten Beschränkung wegen ließe sich mein Vorhaben auch als Projekt einer »regionalen Ontologie« im Sinne Husserls (*Ideen*, § 9) beschreiben.

6 Simons bemerkt zur Rede von »diachroner« und »synchroner« Identität, daß sie sich nicht auf verschiedene Arten von Identität beziehe, sondern nur verschiedene *Fragen* bzw. *Behauptungen* zum Ausdruck bringe (s. 1987: 183 Anm. 4). Wenn Kausalität eine Voraussetzung diachroner Identität ist, dann könnte man geneigt sein, diachrone und synchrone Identität nicht für Identität derselben Art zu halten. (Carroll / Wentz etwa diskutieren den spezifischen »causal character of identity-over-time«, 2003: 326.) Unklar ist allerdings – und daraus ergeben sich vermutlich Simons' Bedenken –, wie es verschiedene Arten von Identität geben könnte. Selbst wenn nun Kausalität Voraussetzung für diachrone Identität ist, heißt dies nicht, daß sie ein *Merkmal* diachroner Identität wäre. Von daher ist es tatsächlich angemessener, die Unterscheidung zwischen synchroner und diachroner Identität als eine Unterscheidung zwischen den beteiligten Gegenständen oder Gegenstandsaspekten anzusehen, nicht als eine Unterscheidung zwischen Identitätsarten.

7 Mein Verweis auf die wissenschaftliche Praxis stützt sich auf den Umstand, daß etwa die Biologie die Teile oder Merkmale eines Organismus, die sie als Gegenstand wählt, nur als Teile oder Merkmale eines Organismus (d. h. auch: einer persistierenden Struktur) begreifen kann, wenn sie diese Merkmale oder Teile verstehen möchte: Der Organismus ist hierfür die zugrundeliegende Struktur. Das Argument von der wissenschaftlichen Praxis hat in der Forschung allerdings auch zu einer entscheidenden Einschränkung des ontologischen Inventars geführt. So gehört Elder zufolge das und

ist nicht mehr – aber auch nicht weniger – als ein Indikator dafür, daß hier auch etwas *ontologisch* Besonderes vorliegt. Trotz dieses Anlasses könnte man sich bei dem so veranlaßten Übergang von der Phänomenologie zur Ontologie einigen Schwierigkeiten ausgesetzt sehen.

2.2.1 Die Einheit des Herausgegriffenen

Zum einen könnten Phänomene uns im Prinzip auch zu solchen Entitäten führen, die als Komplexe zwar Organismen ähneln, die tatsächlich aber keine synchrone oder diachrone Kohärenz besitzen oder die trotz etwaiger Kohärenz nicht die Einheit aufweisen, die bei der Annahme von Individuen unterstellt wird. (Ein Beispiel für letzteres sind etwa Siphonophoren, d. h. Staatsquallen wie etwa die Portugiesische Galeere, auf die später noch einzugehen sein wird.) Zumindest zu einem Teil läßt sich diese Schwierigkeit beheben: Sowohl die Beobachtung der Alltagsphänomene wie auch die wissenschaftliche Praxis führt in den *meisten* Fällen zu Strukturen, die jene Einheit aufweisen und die als solche Strukturen Grundlage für jene Phänomene sind. Der Umstand, daß dies sich in den meisten Fällen so verhält, ist gerade die Grundlage dafür, daß wir uns in manchen Fällen täuschen, nämlich dort, wo unsere begründete Erwartung nicht erfüllt wird.

Als empirische Plausibilisierung für die Annahme, daß das gemeinsame Auftreten in den meisten Fällen tatsächlich mit dem Vorhandensein von Einheit verbunden ist, sei hier nur der Verweis auf die hohe Unwahrscheinlichkeit eines rein kontingenten, doch stets wiederkehrenden gemeinsamen Vorkommens

nur das zu diesem Inventar, was Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung sein kann. Das schließt s. E. Artefakte, evolutionär entstandene Verhaltensweisen und Organe ein, *nicht* aber individuelle Organismen (vgl. Elder 1996: 191f.). Das Argument, das er vorbringt, ist jedoch nicht unmittelbar klar: Organismen einer Spezies bilden, so meint er, keine natürliche Art, da sie tatsächlich nicht dieselben Merkmale haben; wenn sie aber keine natürliche Art bilden, können sie nicht legitimerweise Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung sein (vgl. ebd.: 200-202). Selbst wenn Elder sein Argument etwas feingliedriger präsentiert, selbst wenn man gegen ihn nicht vorbrächte, was vorzubringen naheläge (nämlich daß sich sein Argument gleichermaßen gegen die Annahme der von ihm akzeptierten Entitäten richte), und selbst wenn man sich schließlich nicht an seinem starkem Artbegriff störe, so wäre längst nicht klar, was dieses Argument für das ontologische Inventar austrägt. Wenn es nur einen einzigen Gegenstand gäbe, so würde dieser Gegenstand das Inventar konstituieren – selbst wenn es einem hinzugedachten Beobachter mangels Vergleich nicht möglich wäre, wissenschaftliche Aussagen über jenen Gegenstand zu machen.

jener Phänomene angeführt: Wenn die Entitäten, die Teilen jener zusammenhängenden Phänomengebilde entsprechen, kausal nicht miteinander verknüpft sind, ist es schlichtweg nicht zu erwarten, daß jene Gebilde in der Häufigkeit auftreten, in der sie dies tun. Es wäre sehr verwunderlich, wenn z. B. Organismen auch nur in der Minderzahl der Fälle je zwei Entitäten zuzuordnen wären, die zufälligerweise in all diesen Vorkommnissen gemeinsam auftreten, ohne in relevanter Hinsicht kausal miteinander verknüpft zu sein.

2.2.2 Die Ebene des Herausgegriffenen: Deskriptive und revidierende Metaphysik

Die Annahme, ausgehend von bestimmten Phänomenen ließen sich Strukturen von ontologischer Priorität herausgreifen, und die darin implizierte Annahme, daß dieses Herausgreifen ontologisch erfolgreich sein könne, könnte sich ferner dem Einwand ausgesetzt sehen, daß dieses Herausgreifen zwar die traditionellen mittelgroßen, trockenen Objekte erfasse, daß das aber mit der *Wirklichkeit*, um deren Strukturen es doch gehen solle, nichts zu tun habe. Diese Wirklichkeit sei nämlich adäquat nur auf physikalischer, und genauer: auf atomarer oder subatomarer Ebene zu beschreiben, und wenn wir etwas ontologisch erfolgreich herausgreifen wollen, dann könne es sich dabei nur um Strukturen dieser Ebene handeln. Auf die hier auftretende Reduktionismus-Problematik gehe ich später näher ein. An dieser Stelle sei zur Orientierung nur so viel dazu vermerkt, daß eine etwaige Reduzierbarkeit von Gegenständen diese nicht *eliminiert* und daß von vornherein jedenfalls keine Ebene vor der anderen ontologisch ausgezeichnet ist. Ferner sei darauf hingewiesen, daß phänomenalen Unterschieden – die für uns der Anlaß zu bestimmten Einteilungen der Welt waren – auch auf der Ebene physikalischer Feldzustände Unterschiede entsprechen müssen: Anderenfalls wäre das Auftreten jener phänomenalen Unterschiede nicht zu erklären. Das allein genügt schon, den ontologischen Strukturen, die jenen phänomenalen Unterschieden zugrunde liegen, ontologische Relevanz zuzuschreiben. Insbesondere genügt es auch dafür, der Rede von diachroner Identität z. B. eines Organismus einen ontologischen Sinn zu geben: Die diachrone Identität eines Baumes und sein Persistieren (bei aller sonstigen Veränderung) mit Verweis darauf zu leugnen, auch Bäume ließen sich angemessen nur durch Feldzustände beschreiben, taugt als Einwand gegen die Annahme jener Identität insofern nicht, als auch die Beschreibung durch Feldzustände für die phänomenalen Kontinuitäten aufkommen muß.

Viele Phänomene lassen sich nur durch einen Wechsel auf die Mikrostruktur etwa des in Frage stehenden Gegenstands physikalisch erklären. Der Wechsel